

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-335885](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335885)

und Füßen gefesselt war. „Kunz Baner! Du hast mir und den Meinen das Leben geschenkt. Hier gebe ich dir das deinige dafür. Noch bin ich in deiner Schuld, aber ich will dir alles bezahlen! Auf! Fort! — Doch schau' nur: Wer kommt da?“

„Kunz! Mein Kunz!“ schrie Bärbele. Kunz wollte aufstehen, aber er kam nur bis auf die Knie. Er starrte sein Weib an, das zwischen die zuckenden, stöhnenden Bauernkörper gesprungen war. Aber da hatte sie ihn auch schon umfassen. Die drei Ritter hoben ihn vollends auf und führten den Wankenden hinweg.

Hans Senglein, der unter den Gefesselten Bauern lag, hob den verfürten blutigen Kopf und schaute den Weggehenden nach. Dann sah er sich traurig um, ob nicht vielleicht einer käme, um auch ihn zu retten. Aber Niemand kam.

„Wird 'n Wert haben!“ seufzte Senglein und legte den Kopf aufs Straßenspaster nieder.

In seinem Leben hatte er nie einem Menschen etwas Gutes getan, das ihm jetzt könnte vergolten werden. Ach, wenn wir mit gleichem Eifer einander zu helfen trachteten, wie wir uns zu schaden suchen, wie schön wäre es dann auf Erden!

Heiteres.

Schnelle Besserung.

Ein Schüler kommt aus dem israelitischen Unterricht ins Klassenzimmer und verlangt von dem anwesenden Klassenlehrer das Klassenbuch. „Warum willst du das Klassenbuch?“ fragte dieser. Darauf antwortete der Schüler: „Der Herr Doktor will den Sigmund eintragen, er ist wieder so böß.“ Der Beauftragte hatte sich kaum eine Minute mit dem Buche entfernt, da brachte er es schon wieder zurück. Begierig schaute der Herr Professor ins Klassenbuch und war erstaunt, gar keinen Eintrag zu finden. Er fragte daher: „Warum ist denn der Sigmund nicht eingetragen?“ Der Schüler antwortete: „Nu, der Herr Doktor hat gesagt: Er hat sich wieder gebessert.“

Die Disziplin.

Als der Herr Professor eines Morgens sein Klassenzimmer betrat, sah er, daß Tinte verschüttet war. Auf seine Frage, wer das getan habe, erschallte aus vielen Kehlen der Ruf: „Der Herr Doktor! Der Herr Rabbiner!“ In der großen Pause sagte der Herr Professor lachend zu dem Genannten: „Herr Doktor, Sie sind mir angezeigt worden, Sie

hätten die Tinte in meinem Klassenzimmer verschüttet.“ „Ja, das hat seine Wichtigkeit,“ sagte dieser. „Aber hören Sie, wie sich die Sache zugetragen hat: Der Sigmund war wieder so böß, da hab' ich ihm gesagt: Stell' dich raus, hab' ich gesagt. Aber er ist nicht gegangen raus. Da hab' ich ihm nochmals gesagt: Sigmund, stell' dich augenblicklich heraus! Aber meinen Sie, er ist gegangen? Da hab' ich ihn am Arm gepackt und hab' gezogen. Wie er aber nicht zu bringen war vom Platz und sich gestellt hat gegen mir, da hab' ich gedacht: Jetzt soll lieber die Tinte kaputt sein, als ein Stück von der Disziplin.“

Heiteres aus der Schule.

Im Gesangunterricht sollte das Lied: „Der gute Kamerad“ von Uhland geübt werden. Der Lehrer behandelte den Text zuvor im deutschen Unterricht und ließ ihn memorieren. Bei der Abhör blieb ein Schüler schon nach den Worten „Ich halt' einen Kameraden“ stecken. Der Lehrer sagte: „Adolf, du bist mir auch ein Schöner, bleibst schon nach der ersten Verszeile stecken.“ „Einen Bessern findst du nit,“ fuhr der Schüler fort. Darob erhob sich natürlich schallendes Gelächter. Nachdem es wieder einigermaßen ruhig geworden war und ein anderer Schüler die erste Strophe beendet hatte, sollte Adolf im Vortrag weiterfahren. Er brachte aber nur die Worte heraus: „Eine Kugel kam geflogen“ und nichts weiter. Der Lehrer wurde darüber sehr unwillig und sagte: „Adolf, jetzt gibt's eine Stunde Arrest.“ „Gilt es mir oder gilt es dir?“ plähte der Geängstete heraus. Ein Jubel ohnegleichen erhob sich nach diesen Worten. Sobald sich der Lehrer wieder etwas vernehmlich machen konnte, sagte er: „Nein, nicht mir gilt's, Adolf, iondern dir, und Schmollis find wir zwei auch noch nicht miteinander.“

Der Besewisch. Unrichtige Aussprache beim Vortrag von Gedichten gibt oft zu den merkwürdigsten Mißverständnissen Anlaß. In der Stadt Mosbach wird allgemein das „ö“ wie „e“ und das „h“ wie „sch“ gesprochen. So deklamierte ein Schüler eine Strophe aus dem Liede: „Ach' immer Treu' und Redlichkeit“ folgendermaßen: „Dem Besewisch (Bösewicht) wird alles schwer, er tue, was er tu'; das „Laster“ treibt ihn hin und her und läßt ihm keine Ruh'.“ Auf die Frage des Lehrers, was sich der Schüler unter einem „Besewisch“ vorstelle, antwortete dieser: „Unser Dienstmädchen hat einen.“ — Anmerkung: In Mosbach und Umgegend wird ein boshaftes und eigensinniges Frauenzimmer mit dem Schimpfnamen „Laster“ belegt.

Das verhexte Halstuch.

Eine Geschichte von Ella Mutter (Zell a. S.).

Ju Berg war Weiberabend. Alljährlich am ersten Montag im Juni wurde derselbe gefeiert. Dazu kam jede Frau, die etwas auf sich hielt. Im großen Saal der „Rose“ war die Zusammenkunft. Da gab es zuerst ein festliches Nachtessen mit Wein, dann Kaffee und Kuchen und dann, ja, ich kann es nicht verschweigen, sogar noch einige Gläschen Biför. Bei dieser üppigen Gasterei wurden die Frauen sehr vergnügt, sie sangen, sie unterhielten sich mit allerlei Kurzweil und schließlich wurden sogar noch Gespenster- und Hexengeschichten erzählt. Was waren doch schon für merkwürdige Hexengeschichten vorgekommen auf der Bergerhöhe; aber endlich machte man doch Schluß und ging auf den Heimweg.

Die Frauen nahmen ihre Umhänge, ihre Halstücher, und die ganze Gesellschaft wandelte die Dorfstraße entlang und eine um die andere verschwand in ihrer Haustür.

Im Herzerhof brannte noch Licht. Als die Herzerbäuerin in die Stube kam, sah ihre Tochter Rosl im Herrgottswinkel und spann. So schlief das Mädchen und so blühend rot waren die Wangen, so glänzend die dunkeln Augen der Rosl. Mit rechtem Mutterstolz sah die Herzerbäuerin auf ihr Kind. „Guten Abend Rosl, bist du noch auf und fleißig?“

„Guten Abend Mutter, ich hab' auf dich warten wollen und beim Spinnen wird man nicht schläfrig. Ist's schön g'wese?“

„Ja, ja, wir sind lustig g'wesen!“

Sorgfältig hat die Mutter ihr Halstuch abgenommen, und wie sie es jetzt zusammenlegt, tut sie einen Schrei.

„Jeses Maria, ich hab' so der Becklebäcke ihr Halstuch!“

„Was hasch, Mutter,“ ruft's Rosl, „s Halstuch von der Becklebäcke?“ und die Wangen des Mädchens sind noch einmal so rot.

Dann betrachten die zwei miteinander das Halstuch; ein schönes Tuch aus brauner Seide mit eingestickten grünen Ranken und lila Glockenblumen und ganz klein in einer Ecke ist mit gelber Seide eine Brezel eingestickt. Nur noch ein solches Tuch ist im Dorf und das gehört der Herzerbäuerin und dort ist in der Ecke ein Herz eingestickt. Miteinander haben die zwei Frauen die Tücher gekauft vor Jahren, als sie noch Freundinnen waren; aber jetzt hat ein ungeschickter Butter- und Milchhandel eine Feindschaft zwischen den beiden wachsen lassen, daß sie sich seit drei Jahren nicht mehr anschauen. Und jetzt die dumme Tuchverwechslung! Nach einigem Besinnen sagt die Bäuerin: „Rosl, du tragst

das Tuch gleich 'nauf zur Bäcke und hängt es einfach an die Ladentür, morgen früh wird sie es schon finden und mir mein Tuch dafür schicken.“

Also nimmt die Rosl das Tuch und marschirt nachts ein Uhr ab ins Oberdorf.

Im Oberdorf hat sich währenddessen die gleiche Geschichte zugetragen. Dort hat die Frau Bäckermeister Becklein ihren Sohn Josef noch fleißig an der Arbeit in Backstube und Laden angetroffen. Und sie erlebt denselben Schreck wie die Herzerbäuerin, wie sie auf ihrem Tuch das kleine gelbe Herz entdeckt. Und der Sohn Josef wird ins Unterdorf geschickt, er soll es im Herzerhof an die Haustür hängen. Der Mond scheint hell und silberweiß liegt die Dorfstraße. Ganz still ist die Nacht, nur der blühende Holunder sendet seine Duftwellen stark und voll durch die Stille.

Mitten auf der silberweißen Dorfstraße treffen die Rosl und Josef zusammen. Sie lachen sich freundlich zu, denn sie sind gut Freund und es ist noch keine Stunde her, daß sie im selben Mondlicht miteinander auf dem Wiesenweg spaziert sind. Aber niemand auf der ganzen Welt darf so um ihre junge Liebe wissen, wo doch die Mütter Todfeinde sind. Irgendwo klappt laut ein Fensterladen. Erschreckt springt die Rosl in den Schatten des Holunderbaumes, der an einem Gartenzaun an der Straße steht. Dabei läßt sie das Halstuch fallen, der Josef will es rasch aufheben, dabei rutscht ihm sein Halstuch ebenfalls vom Arm und wie sie schnell beide nach den Tüchern greifen, verwechseln sie dieselben, ohne es zu merken, sodas nun die Sache ja ganz schön in Ordnung wäre.

Noch eine Weile klüpfen die zwei im Holunderschatten, dann gehen sie beide wieder heimwärts; aber an die Tücher denkt keines.

Wie die Rosl in die Stube kommt, wundert sich die Mutter. „Warum hast du das Tuch noch?“

„Ja,“ stottert die Rosl, „s Bäcke Hund hat jo wüßt tu', ich hab' das Tuch nit an die Tür hänge könne!“

Die Mutter legt das Tuch im Hausflur auf eine Bank und dann gehen sie schlafen.

Natürlich ist im Oberdorf wieder dieselbe Geschichte. Dort sagt der Sohn zur Mutter, er habe nicht an den Herzerhof können, das Licht habe noch so hell gebrannt. Dann geht er zum Backen in die Backstube und die Mutter geht schlafen.

Am andern Morgen früh nimmt die Frau Bäckermeister Becklein das Tuch und gibt es der Jungmagd, sie solle es im Herzerhof abgeben. Die Bäckerin schaut nimmer lang, sonst

hätte
Tuch
Im
Hausg
und ge
halte
in de
eine
legte
sam zu
gelbe
Bäuer
den T
es wa
ins S
sie hat
Magd
tan?
abend
mer, n
Das
machte
lene n
mal ha
legte fi
Sache
sie gitt
Leuten
Rostfr
Herzer
heit' n
weinen

„Li
Un
So
Wil
Kur
Ma
Sag
Hof
Wit
Bis
Gell
War

hätte sie wohl gemerkt, daß sie ja ihr eigenes Tuch fortischlekt.

Im Herzerhof stand die Frau grad im Hausgang. Sie nahm das Tuch von der Bank und gab es der kleinen Magd. Mit dem erhaltenen Tuch ging sie in die Kammer, um es in den Kasten zu legen. Die Bäuerin war eine peinlich ordnungsliebende Frau, drum legte sie die braune Seide noch einmal sorgsam zusammen, und da sah sie in der Ecke die gelbe Brezel. Vor Schrecken setzte sich die Bäuerin auf einen Stuhl. Dreimal nahm sie den Tuchzipfel in die Hand, die Brezel blieb, es war kein gelbes Herz; die Bäuerin kam ins Sinnieren. Was hatte sie denn gemacht, sie hatte doch von der Bank weg das Tuch der Magd gegeben. Hatte sie das verkehrt getan? Sollte sie noch den Stör von gestern abend spüren, drei Gläschen? Wußte sie nimmer, was sie tat? Und plötzlich fiel ihr die Was Lene ein, die wurde im Alter wißlos und machte alle Dinge verkehrt; aber die Was Lene war 80 und sie war 90. Vielleicht zehnmal hatte sie die Brezel betrachtet und dann legte sie das Tuch in den Kasten. Von dieser Sache konnte sie zu niemand sprechen; aber sie ging ihr so im Kopf herum, daß sie ihren Reuten zum Neunuhrbrot Speck und statt des Roßkruges den Rahmbäfen hinstellte. Der Herzerbauer sagte lachend: „Die Mutter ist heut' wißlos.“ Auf das mußte sie beinahe weinen, denn sie glaubte es nun selbst, und

als sie in der Küche noch eine Schüssel zerbrochen und die Suppe statt in die Suppenschüssel in die Viehtränke geschüttet hatte legte sie sich auf den Nachmittag zu Bett, weil ihr nicht wohl sei.

Nach einigen Tagen merkte sie aber, daß sie ihren Verstand noch vollkommen beisammen hatte, und sie kam nun zu der Ueberzeugung, das Tuch müsse verzaubert sein, irgend ein Kobold habe das verwechselt.

Nur eines interessierte sie, ob die Bäuerin ein Herz oder eine Brezel auf ihrem Tuch habe.

Im Bäckerhaus war die Sache ganz ruhig abgegangen. Die Bäuerin hatte das Tuch ohne weiteres in den Kasten gelegt und so nichts von dem gelben Herz gesehen. Manchmal ist es auch gut, wenn eine Hausfrau nicht zu sorgsam ist. —

Ein paar Jahre sind seit dieser Tuchverwechslung vorüber. Die Tücher sind wieder an ihrem richtigen Ort. Die Frauen sind ausgehöht und ein kleiner Josef und eine kleine Rosl springen vom Oberdorf ins Unterdorf zur Großmutter im Herzerhof. Aber allen Beteiligten ist heute noch die Sache mit dem verhexten Tuch unerklärlich.

Nur du und ich wissen es und wollen es ihnen mal sagen, wenn wir zu ihnen kommen, nicht wahr?

Und doch ist etwas Hexerei dabei, denn um alle junge Liebe weht ein Zauber.

Der Erbunkel.

„Liewer Ankel — guder Ankel,
Ankelsche — wie geht Dir's dann?
Soll ich Dir e Wärschtel brote?
Willst De Eier in der Pann?

Kumm — do setz' Dich in de Sessel, —
Mach' Dir's numme recht kommod!
Sag', — was macht Dein Rheumatism?
Hoscht aa sunscht kã Lascht un Not?

Willst verteicht die Zeitung lese?
Bischt 'n los, Dein Hexeschuß?
Gell — Du willst e Peische raache, —
Wart', ich hol' 'n Fidibus.

Guck', mer mache uns Gedanke,
Ob Du aa recht gut versorgt, —
Ob die alt Person, — die Sawett', —
Oendlich for Dich kocht un sorgt?

Hoscht kã Luscht, zu uns zu ziehe?
Glaab's, dann hättst es gut un schää,
Un wie dhäte mer uns frää
Allmitnanner — Groß und Klää!”

Un der Ankel in sei'm Sessel
Sucht die Brill un denkt un lacht:
„Wann die wüßte, daß ich alles
Hab' dem Wääsehaus vermacht!”

Lina Sommer.

(Aus ihrem Buch: „E Rian präsent.“)



Genossenschaft.

Von Landwirtschaftsrat A. Kälber,
Karlsruhe.

Genossenschaft, nicht Sekte, noch Partei,
Man fragt nicht, welcher Richtung jemand sei,
Noch welchen Glaubens, welcher Farbe, nein,
Ein Friedenswort, hoch über den Partei'n.

An der Wiege der Genossenschaften hat die Sorge gestanden. Bittere Not herrschte, als die Landwirtschaft vor bald 60 Jahren in Baden zur Selbsthilfe griff, sich zu Vereinen und Genossenschaften zusammenschloß, um gemeinsam — einer für alle, alle für einen — die schweren Lasten zu tragen.

Ueberall wurden die schwachen, zersplitterten Einzelkräfte zusammengefaßt zu einer starken Gesamtkraft. — Die Arme des Einzelnen wurde länger, der Rücken breiter. —

Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Kleine und Große, alle umschließt die Genossenschaft. Hier ist die Person Hauptsache und nicht der Geldbeutel. Jeder, auch der Vermie hat eine Stimme. Alle haben die gleichen Pflichten und die gleichen Rechte, sie sind Mit-Glieder ihrer Genossenschaft.

Zweck der Genossenschaft ist die Förderung von Erwerb oder Wirtschaft ihrer Mitglieder. Durch Zusammenfassung der Kräfte sollen den Genossenschaftlern die Vorteile des Großbezuges oder Großbetriebes geboten werden, ohne daß sie mehr Geld aufbringen müssen, als in ihren Kräften steht. Die Genossenschaft ist um ihrer Mitglieder willen da, sie verfolgt gemeinnützige Zwecke.

In der Genossenschaft sind die Mitglieder zugleich Unternehmer und Kunden. Aus den Reihen der Genossenschaftler wird die Verwaltung — Vorstand, Rechner, Auf-

sichtsrat — gewählt. Kein Fremder hat in den Geschäftsbetrieb etwas hineinzureden.

Die Mitglieder leihen beim Eintritt ihrer Genossenschaft, also sich selbst Geld — gemessen an der Größe des Geschäfts wenige Mark — in Form von Geschäftsanteilen, oft gegen gute Verzinsung. Die Geschäftsanteile bleiben Eigentum der Bestreitenden und müssen beim Ausscheiden von der Genossenschaft zurückbezahlt werden. Die Mitglieder haften für ihr Unternehmen (für sich selbst) mit einer Kasssumme, die auf dem Papier steht. Bei Warengenossenschaften ist die Summe beschränkt (beschränkte Haftpflicht), bei Kreditgenossenschaften muß sie wegen der starken Kreditanspruchnahme unbeschränkt sein. Die auf dem Papier stehende Kasssumme bringt Wunder zustande. Sie ver schafft der Genossenschaft Kredit, Geld (je größer die Kasssumme, desto mehr Kredit). Mit den Geschäftsanteilen und mit dem durch die Kasssummen beschafften Kredit arbeitet die Genossenschaft, kauft Bedarfsartikel. Sie setzt das Geld zum wirtschaftlichen Vorteil der Mitglieder um.

Die genossenschaftliche Organisation war mit der Zusammenfassung der Einzelmitglieder, der Gründung von Ortsgenossenschaften noch nicht zu Ende. Die Ortsgenossenschaften wurden zu Landesverbänden zusammengefaßt. Der älteste badische Landesverband, der Verband badischer landwirtschaftlicher Genossenschaften Karlsruhe, vertritt die Interessen aller Genossenschaften nach innen und außen. Er organisiert, gründet Genossenschaften, unterweist sie in der Buchführung, revidiert sie jedes Jahr, erteilt Rechts- und Steuerberatung, landw. Beratung und gibt

eine Z
Bad. L
De
heraus
zent

—
San
Karlsru
wirtsch
an die
Landw
genosse
gerhä
gang

Die
wirtsch
ruhe
schaft
liche
dite
hoher
Interes
liegt es
werden
bank an
die Lan

Die
den ein
immer
sich, tou
einen
verba
schaft
Verst
Ländern
und An
nossen
zu Nut
schaftsw

In
verbänd
schafter,
Bied dr
lediglich
nossen
teresse
nicht hal
ster Lin
verdiene

Die
ihren
und A
Borte
noch kle
sie der
damit w
gilt von
Rechner
weniger

eine Zeitung heraus (Bad. landw. Zeitung, Bad. landw. Genossenschaftsblatt).

Der Genossenschaftsverband hat aus sich heraus große Waren- und Geldzentralen geschaffen. Die Warenzentrale — Badische landwirtschaftliche Hauptgenossenschaft e. V. m. b. H. Karlsruhe — vermittelt sämtliche landwirtschaftlichen Bedarfsartikel an die Ortsgenossenschaften und kauft alle landw. Erzeugnisse von den Ortsgenossenschaften. Etwa 70 große Lagerhäuser, Lager, Zweigstellen in ganz Baden unterstützen sie in ihrer Arbeit.

Die Geldzentrale — Badische Landwirtschaftsbank e. V. m. b. H. Karlsruhe — finanziert die Genossenschaften, und das genossenschaftliche Warengeschäft, gewährt Kredite und nimmt Spareinlagen zu hohen Zinssätzen entgegen. Im Interesse der Landwirte und Genossenschaftler liegt es, wenn das in ihrem Betrieb freiwerdende Geld nur bei der Landwirtschaftsbank angelegt wird, wo es ausschließlich für die Landwirtschaft arbeitet.

Die großen Genossenschaftsverbände in den einzelnen Ländern nahmen mit der Zeit immer engere Fühlung miteinander, berieten sich, tauschten Erfahrungen aus und gründeten einen Spitzenverband, den Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften in Berlin. Hier laufen die Fäden aus allen Ländern zusammen, hier werden die Wünsche und Anliegen von beinahe 28 000 landw. Genossenschaften verarbeitet und weitergeleitet zu Ruhm und Frommen des landw. Genossenschaftswesens.

In den Ortsgenossenschaften, Landesverbänden, im Reichsverband sitzen Genossenschaftler, Landwirte, die der Schuh am gleichen Fleck drückt, die in ihrem Tun und Handeln lediglich das Wohl der Landwirte und Genossenschaftler im Auge haben. Dieses Interesse haben Außenstehende nie, können es nicht haben. Bei jenen handelt es sich in erster Linie ums Geschäftemachen, ums Geldverdienen.

Die Genossenschaft ist befreit, ihren Mitgliedern beim Bezugs- und Abfahrgeschäft wirtschaftliche Vorteile zu bieten. Werden außerdem noch kleine Gewinne gemacht, dann gehören sie der Allgemeinheit, der Genossenschaft, und damit wieder jedem Einzelnen. Das gleiche gilt von den Reserven, die Vorstand und Rechner als ordentliche Geschäftsleute für weniger gute Zeiten anlegen müssen.

Jeder Landwirt muß heute Genossenschaftler sein oder werden, er muß seine Bedarfsartikel durch seine Genossenschaften, seine Verbände beziehen und seine Erzeugnisse an seine Genossenschaften und Verbände absetzen. Nicht nur ums Geschäft ist es den Genossenschaften zu tun, sondern in erster Linie um die Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung zum Wohle der Allgemeinheit und damit wieder um die wirtschaftliche Besserstellung der einzelnen Landwirte.

Die Genossenschaften des Landes, vom Bodensee bis zum Main, müssen Hand in Hand mit den Landesökonomieräten, landw. Schulen, Genossenschaftsverband, Landwirtschaftskammer, Versuchsanstalt dafür sorgen, daß Saatgutwechsel und wenn nötig Sortenwechsel vorgenommen wird. Sie müssen durch ihre Verbände gutes, anerkanntes Saatgut rechtzeitig besorgen lassen und den Landwirten zur Verfügung stellen, doch nur solches, das für ihre Gegend paßt und erprobt ist. Bei Verwendung von Originalsaatgetreide und erster Abfaat, besten Saatkartoffeln, guten sonstigen Sämereien, die auf Reinheit, Keimfähigkeit von den Versuchsanstalten untersucht sind, können ganz erhebliche Mehrerträge erzielt werden. Der Bauer darf nicht mehr Jahr für Jahr eigenes, abgebautes Saatgut auf seine Acker bringen. — Gut gesät ist halb geerntet. —

Ebenso wichtig ist die Beschaffung guter, garantiert hochprozentiger Düngemittel. Bei richtiger und rechtzeitiger Anwendung Stickstoff-, phosphorsäure-, kalk- und kalkhaltiger Düngemittel, neben Stallmist und Jauche, können die Erträge ganz gewaltig gesteigert werden.

Durch Beschaffung und Verfütterung guter, gehaltreicher Kraftfuttermittel werden unsere Viehbestände an Güte und Menge zunehmen und Milch-, Fleisch- und Fettmangel verschwinden.

Die Genossenschaften haben ferner die Pflicht, ihren Mitgliedern wirksame Schädlingsbekämpfungsmittel zu verschaffen, damit tierischen und pflanzlichen Schädlingen energisch zu Leibe gerückt werden kann und die Ernte vor Vernichtung, der Bauer vor Schaden, das Volk vor Hunger bewahrt wird.

Endlich können durch Beschaffung von Maschinen und Geräten zum Pflügen, Eggen, Grubbern, Walzen, Hacken, Säen, Düngerstreuen, Mähen, Dreschen, durch Maschinen zur Be- und Verarbeitung landw. Er-

zeugnisse usw. die Ernteerträge gehoben und dem Bauer die Arbeit erleichtert werden.

Die Verbände liefern durch ihre 30 Warenzentralen gute und preiswerte Waren. Damit ist aber ihre Aufgabe nicht erschöpft. Sie erteilen den Landwirten durch ihre Beratungsstellen Rat und Auskunft über die Zusammenfassung, Anwendung und Wirkung, die Behandlung der Waren, verfolgen die ganze Entwicklung, scheidet Dinge, die sich nicht bewähren, aus, probieren Neues und tragen auch hier zur Hebung der landw. Erzeugung ein gut Teil bei.

Für jeden Genossenschaftler heißt es „zur Stange halten“. Keiner darf seinem Unternehmen, seiner Genossenschaft den Rücken kehren, wenn irgendwo ein „billiger Jakob“ Waren etwas billiger anbietet als die Genossenschaft. Niemand kann es der Ware ansehen wieviel Nährstoffe sie enthält, ob sie auch wirklich das ist, als was sie angepriesen wird. Nicht immer ist das Billigste auch das Beste.

Die Genossenschaft hat manchen Gegner und wird von vielen bekämpft, weil sie vielen im Weg ist. Sie ist ein wunderbarer Preisregulator, allein schon weil sie da ist. Die Genossenschaft bestimmt den Preis. Wenn heute die Genossenschaften an der Interesselosigkeit ihrer Mitglieder, an Kapitalschwäche, dem Erbübel der Genossenschaften, eingingen, würden Zustände kommen, gegen die die 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts als gut bezeichnet werden müßten. Wer würde dem heute riesig angewachsenen Händlerheer Konkurrenz bieten, wer würde dafür sorgen, daß dem Bauer wird, was des Bauern ist?

Die Genossenschaft will auch den Weg der Waren vom Erzeuger

zum Verbraucher verkürzen durch direkte Lieferung der Erzeugergenossenschaften an die Verbraucher-genossenschaften unter Vermittlung ihres Genossenschaftsverbandes. Den Städtern ist Gewähr geboten, gute und verhältnismäßig billige Waren zu bekommen, während der Bauer ausreichende Preise erzielen kann, da die vielen Zwischenstellen und -gewinne wegfallen.

Alle Landwirte müssen sich um die genossenschaftliche Fahne sammeln. Mit jedem neuen Mitglied wird der Genossenschaft ein neuer Kunde zugeführt, wird der genossenschaftliche Gedanke gestärkt. Hunderttausende badischer Genossenschaftler können sich schon Beachtung ihrer Wünsche verschaffen, können dafür sorgen, daß in dieser geldknappen Zeit genügend Geld und Kredit zu erträglichen Zinsen zum genossenschaftlichen Ein- und Verkauf bereitgestellt werden; Steuerformen, die den Fortschrittliehen bedrohen und wie eine Strafe für Mehrleistung wirken, verschwinden, die ungerechte Doppelbesteuerung der Genossenschaften (Umsatzsteuer) wegfällt; daß der Landwirtschaft Preise zugebilligt werden, die im richtigen Verhältnis zu den Bedarfsartikelpreisen stehen und daß endlich die landw. Erzeugung den unbedingten nötigen Schutz erhält.

Brüder, schließt die Reih'n,
Reich und arm, groß und klein.
Wirket mit vereinter Kraft
Für Landwirtschaft, Genossenschaft.

Das schlichte Kränzlein.

Ich sah ein Grab — bedeckt mit
Blumen
Von auserles'ner felt'ner Pracht,
Mit stolzen Kränzen, reichen Schleifen,
So schön, wie man sie je erdacht.

Und unter all den Kostbarkeiten,
Von ihrer Schwere schier erdrückt —
Aus schlichten Wald- und Wiesen-
blumen
Hab' ich ein Kränzlein klein erblickt.

Von lieber Hand war es gewunden,
Wohl manche Träne fiel darauf,
Es war so schlicht, war so bescheiden,
Und — wog doch alle andern auf.

Lina Sommer.

Ein Schülerlebnis des Alexander Schmäzle.

Von Benno Kittenauer.

Es war ein tiefer Hohlweg drüben an der Kyrlhalde. Nachte Erde bildete die Abhänge zu beiden Seiten, oben an den Rändern aber erhob sich dichtes Gebüsch, Haselsträucher und Blutstrauch, Weißdorn und wilde Rosen. Wie ein mächtiger Wald stand es hoch über unseren Köpfen. Vielleicht war es auch ein Wald und ging bis ans Ende der Welt. Wir wußten es nicht, wir waren nie über den Rand hinaufgeklettert. Wir waren zu klein dazu.

Darum hatte der Hohlweg für uns etwas Geheimnisvolles.

Oben unter dem buschigen Rand und zwischen dem Wurzelwerk der baumartigen Sträucher und Stauden war oft die Erde heruntergebröckelt und Höhlen waren entstanden. Durch diese Höhlen zogen sich von oben herunter dicke Wurzeln, daß es aussah wie unterirdische Säulenhallen. Darunter war es immer trocken, auch wenn es regnete.

Da hatten wir unsere Spielplätze Olga Notermund und ich.

Die Erde war hier fein wie Mehl, und wir gruben Rinnen in den Rain und ließen das Erdmehl durchfließen, daß sich das feine von dem groben sonderte. Und wir nannten das unsere Mühlen.

Bei unserem Spiel sah uns oft ein schöner, großer Vogel zu. Er sah immer auf demselben hochgewachsenen Weißdorn und war grau oder vielmehr bläulich hell mit schwarzen Verzierungen. Er sah oft stundenlang, wie in Trauer, reglos und stumm auf einem Fleck. Doch manchmal pliff er wie ein Mensch, daß wir erschrafen. Olgas Vater hatte uns gesagt, es sei ein Neuntöter.

Eines Tages im Mai, als wir wieder unsere Mühlen in Betrieb setzten, sah ich plötzlich, etwa zehn Schritte von uns, unter einem Haselstrauch einen goldgelben Vogel aus dem Boden hervorblicken. „Olga,“ rief ich, „eine Goldammer!“ Und mich durchrieselte es. Wenn dort ein Nest von Goldammer wäre!

Wir ließen unsere Mühlen im Stich und näherten uns vorsichtig dem Haselstrauch. Aus dem Gebüsch erklang das ängstliche Rufen der verschuchten Ammer. Umso häufiger und angstvoller erklang es, je näher wir der Stelle kamen.

Uns selber wurde fast bang zumute. Als ob wir eine Sünde begangen wollten. Laut und vernehmlich klopfte es in unserer Brust. Aber wir brückten uns unter die Staube und

durchsuchten das Wurzelwerk mit gierigen Blicken. Da fuhr mir ein Schauer durch die Seele; aus einem goldigen Vogelköpfchen sahen mich zwei kleine, schwarze Vogelaugen angstvoll an. Unbeweglich, wie vor Schreck gelähmt, ruhten auf mir die Angstblicke der Vogelmutter.

Da machte die Olga eine Bewegung, und ein Hufsch, und weggeschossen war der Vogel. Wir blickten in sein Nest.

Ein wundervolles rundes Nest war es, und sieben kleine Eier lagen darin, grünlich-blau mit rotem Getüpfel.

Das war ein Erlebnis! Ein solches Entzücken hatten wir in unserem Leben nicht gekannt. Und eine süße Bangnis lag im Untergrund unseres Zubels, als hätte unsere Unschuld etwas von dem Geheimnis der Liebe, das in dem Nest lag, entdeckt und begriffen in dunkler Ahnung.

Auch wagten wir nicht, an unserem Fund zu rühren.

Und plötzlich hörten wir im Gebüsch auch wieder die schmerzlichsten Rufe. Eine zweite Stimme hatte sich zur ersten gesellt und stieß klagende Töne aus. Das drang uns in die Seele.

Unsere Bangnis wuchs. Und wir entfernten uns. Wir lehrten auch nicht zu unserem Spielplatz zurück. Wir fürchteten, die Vögel zu hören. Wir bauten uns in größerer Entfernung neue Mühlen.

Aber wir konnten die Vogelektern sehen, wenn sie aus- und einflogen. Und damit wollten wir uns begnügen.

Wir sprachen auch zu niemand von dem Neste, sondern bewahrten unser Wissen als heiliges Geheimnis; denn wir kannten die Sage, die unter den Leuten umging: ein Vogelneß müsse unbeschriftet bleiben, sonst werde es unrein und ein Raub des Geizhalses. Und unsere gläubigen Kinderherzen schauderten, ein solches Unglück nur zu denken.

Aber unsere Mühlen standen nun oft still. Wir saßen und schauten nur nach dem Haselstrauch. Und nach drei oder vier Tagen hielten wir es nicht mehr aus. Wir mußten das Nest wieder einmal sehen, nur einen Augenblick lang. Es tat uns leid, den Vogelektern damit einen Schmerz zu bereiten, aber wir hofften, sie sollten es uns nicht übelnehmen, da wir nichts Böses gegen sie im Sinne führten, sondern sie über alles liebten in ihrer goldenen Pracht.

Wir schlüchen uns zur Haselstaude. Eng aneinander gedrückt duckten wir uns mit unseren Köpfchen unter das knorrige Wurzelwerk. Aber erschrocken fuhren wir zurück. Es war schrecklich, was wir sahen. Und fast häßlich war es. Wie nackte Schlinglein sah-

ren sieben dünne Hälse in die Höhe und am Ende eines jeden sperrte sich ein großer Klagen auf. Aber kein Laut ging davon aus. Und die Augen waren blind. Ein Pfeifen erkönte, und wir fuhren zurück. Wir glaubten, es habe uns jemand entdeckt. Ganz verwirrt eilten wir zurück zu unseren Mühlen. Aber wir wurden keines Menschen ansichtig.

Da pfliff es von neuem.

Der Reuntöter wars.

Er saß wie immer auf dem Gipfel des schlankgewachsenen Weißdorns. Noch ein paar mal pfliff er, dann saß er, wie in Trauer, reglos und stumm auf seinem Fleck.

Nun trat Regen ein, und wir kamen ein paar Tage nicht hinaus. Aber zu Haus lauerten wir in einer Ecke und sprachen heimlich von unseren Vögeln, ob sie nun wohl offene Augen haben mochten und ob sie bald goldene Flügel bekämen.

Am nächsten schönen Tag, als ich nachmittags von der ABC-Schule kam, suchte ich überall die kleine Olga, die damals noch nicht in die Schule ging. Ich fand sie aber nicht und machte mich allein auf den Weg. Ich konnte es gar nicht erwarten, bis ich zur Stelle kam, so freute ich mich. Denn heute würden sie gewiß offene Augen haben.

Nur mit Mühe gelang es mir, die Wand des Hohlwegs hinaufzuklimmen. Der Regen hatte von unten her das Erdmehl in Brei verwandelt, und ein paar mal rutschte ich und beschmutzte mir die Kleider. Und über mir klang es einmal wie Lachen. Ich sah empor, es war wieder der Reuntöter. Einen solchen Ton hatte ich vorher nie von ihm gehört.

Ich war endlich an der Stelle, ich lauerete mich nieder, ich duckte meine Stirn gegen die vorstehenden Wurzelknorren. Da gab mir's einen Stich durchs Herz.

Das Nest war leer.

Mit unsäglicher Trauer in der Seele blickte ich lange auf die verödete Brutstätte. Was war nun aus dem siebenfältigen Leben geworden? Dann begriff ich, daß das zierliche Nest zwecklos war von nun an. So durfte ich es ja nehmen.

Und sorgfältig löste ich es los aus dem Geflecht von Wurzeln und Würzelchen und wollte mich damit auf den Weg machen. Da hatte ich einen neuen Schreck. Vor mir, in den scharfen Dornen eines wilden Rosenstrauchs, sah ich drei junge Vögel aufgespießt, drei arme, nackte Dinger. Der Anblick war zum Steinerbarmen. Die nackte Haut war bläulich geworden, ich mußte wegsehen, denn ein Grauen und eine Uebelkeit fiel mich an.

Dennoch konnte ich die armen Kinder der Goldvögel nicht so jämmerlich in den Dornen

hocken lassen. Ich wollte sie wieder in ihr Bett legen. Mehr dachte ich nicht.

Das Mitleid überwand meinen Ekel, und ich machte mich daran, den ersten loszulösen. Sorgfältig legte ich ihn im Netz zurecht. Dann griff ich nach dem zweiten.

Ein Ruf schreckte mich zurück.

Ich blickte mich um; im Hohlweg standen zwei Bauernjungen, die ich wohl kannte, und einer war des Bleffenvogts Binzenz.

„So, du bist es,“ rief dieser, „wart', wir sagen es dem Dekan.“

Damit gingen sie weiter.

Das Wort Dekan hatte mich erschreckt. Das Vogelnest fiel mir aus den Händen. Ich kam mir schon wie ein Verbrecher vor.

Mit Bittern und Zagen ging ich am anderen Morgen in die Religionsstunde. Diese Stunde gab uns der alte Dekan, der Pfarrer Barthelmayer selber. Er gab sie aus Liebhaberei. Und so rauh und unwirsch der Mann sonst war, auf die Art der ganz kleinen Vögel er gerne ein. Er hatte von ihnen nicht so viel Aerger als von den andern, wie er deshalb gern dem Lehrer überließ. Durchgehbar streng konnte er freilich auch mit uns Kleinen sein, sobald er eine Unbotmäßigkeit vermutete.

Als ich in die Schulstube trat, wurde ich von allen Seiten schon angeblickt, denn viele wußten, daß ich angezeigt war.

Auf den Glockenschlag erstanden der geistliche Herr, mit dem glattrasierten Gesicht und dem noch glatteren Schädel darüber, der wie eine polierte Kugel glänzte. Nur ganz am Hinterkopf sah noch ein wenig silberlich-graues Haar. Mit ihm trat der Lehrer Langbein ins Zimmer, der manchmal der Religionsstunde beizwohnte. Der Dekan ließ seine Augen streng über die Klasse hingehen. Und auf mir blieben sie mit einem noch strengeren Ausdruck haften. Ich konnte seinen Blick nicht ertragen. In schauerlicher Verlegenheit sah ich zu Boden.

„Regel, komm' heraus,“ sprach er, und ich zuckte zusammen. Auf den Gesichtern vieler Mitschüler zeigte sich ein verstockenes Grinsen. Sie ahnten, was kommen werde.

Der Pfarrer war von meinem Verbrechen zum voraus überzeugt. Zwei glaubwürdige, ältere Schüler hatten mich auf der Tat betrosfen. Sie hatten ins einzelne mein Tun geschildert, wie ich das Vogelnest in den Händen hielt, und wie ich daraus die nackten Vögel nahm und in die Dornen spießte. Sie glaubten, was sie sagten, das sah der Dekan, also konnte er nicht an der Wahrheit ihrer Aussage zweifeln.

Mein Benehmen muß ihn in seiner Ueberzeugung nur bestärkt haben, darüber weiß ich

nichts einzelnes mehr. Ich sehe nur noch den strengen Herrn vor mir, wie der Born ihn packte, daß er nach der Haselgerte griff!

„Kind, ich kann mir nur denken, du weißt nicht, wie es tut, wenn es weh tut, du mußt es erfahren.“

Ich brach in lautes Weinen aus, denn noch nie war ich geprügelt worden. Der Herr Pfarrer aber riß meine Hand vor und versetzte mir darauf einem heftigen Streich und so auf meine andere Hand.

Ich schrie laut auf vor Schmerz. „Merktst du es,“ sprach der Pfarrer. „Du sollst es gründlich erfahren.“ Und er wiederholte seine Streiche.

Wie besinnungslos taumelte ich an meinen Plaz. Ich schrie nicht mehr. Ich steckte meine Händchen in den Mund, als wenn ich den Schmerz hinunterwürgen wollte.

Der Pfarrer Barthelmayer ging, noch immer in Born, mit großen Schritten vor den Bänken auf und ab.

„Was willst du denn, Jörgle?“ rief er plötzlich ungeduldig einen Schüler an, der seinen Finger ausgestreckt hatte, zum Zeichen, daß er etwas sagen wolle. Der Jörgle war der Jüngste in der Klasse. Wie er sich jetzt, um Antwort zu geben, vom Sitz austrappelte und sich auf seine Beine stellte, reichte er kaum über die Bank herauf.

Und immer noch streckte er sein Fingerglied in die Höhe.

„Der Kander hat's mit tan,“ jagte er, „der Neuntöter hat's tan, der Dorndreher.“

Der Dekan mußte erst seine Gedanken sammeln.

„Was sagst du da, Jörgle?“ fragte er barsch.

Das Kind wiederholte: „Der Kander hat's mit tan, der Neuntöter hat's tan, der Dorndreher, Franz hat 's fehn, mein Bruder.“

„Herr Langbein,“ wandte sich der Dekan an den Lehrer, „was will das Buble mit seinem Neuntöter und Dorndreher?“

„Er wird den grauen Bürger meinen,“ antwortete Langbein. „Den nennen hier die Leute so. Er soll merkwürdige Sitten haben. Gewiß hat er seinen Namen nicht umsonst.“

Ich hörte alles in meinem Schmerz. Das verletzte Rechtsgefühl in mir schärfte meine Sinne. Ich sah auch, wie der Pfarrer Barthelmayer einen roten Kopf bekam.

„Konntest du's nicht früher sagen, Jörgle?“ sprach er scheltend. „Was schafft dein Bruder?“

„Holz sägen, hinterm Haus.“

„So lauf' und hol' ihn her.“

Franz kam und erzählte, was er von dem Bürger und den jungen Vögeln mitangesehen hatte, wie bereits zwei aufgespießt waren in den Dornen und wie der mörderische Vogel gerade den dritten hinzuspießte.

Ich sah und hörte mit geschärften Sinnen, mit gewecktem Verstand.

„Die Beobachtung des Franz ist interessant,“ bemerkte der Lehrer. „Und doch ist auch dieser Bürger wie die Goldammer geschmückt mit Schönheit. Und sind Kinder und Geschöpfe Gottes beide. Wenn man darüber nachdenkt . . .“

Ein Blick des Priesters traf den Lehrer, er schwieg.

Das Wiedersehen.

Vor Gründung der ersten gemischten Schule zu Kleineichholzheim am 17. März 1848 mußten die Kinder dieses Dörfchens nach Oberscheffenz in die Schule gehen. Wenn der Schulweg erzählen könnte, was sich auf ihm alles zugetragen hat! Die verächtliche deutsche Uneinigkeit und unglückselige, konfessionelle Zerplitterung hat auch hier schon unter der Jugend wahrhafte Drangsal gefeiert. Nur im Angriff auf Frühbirnen- und Ernteäpfelbäume, sowie auf „Hausehrts“ Kirschbaum herrschte Einigkeit. Doch „aus Kindern werden Leute“. — Etwa 25 Jahre alt, wanderte „Schreiners Hanjörg“ nach Amerika aus. Als er eines Sonntags in Newyork spazieren ging, sah er zu seiner größten Ueberraschung seinen ehemaligen Schulkameraden, den oft zu Unrecht verprü-

gelsten Mouschele. Hinter einer Hausede versteckt, rief Hanjörg dem ahnungslos Dahinschlendernden zu: „Mouschele, Mouschele!“ Schneller als dieser es sonst zu tun gewohnt war, drehte er sich um und spähte nach dem Rufer. Hanjörg aber selbst aufs höchste erfreut, sprang im nächsten Augenblick auf Mouschele zu und beide umarmten sich. Alles Trennende war in der fremden Welt vergessen. Doch der Zustand inniger Nährung wurde bei Hanjörg rasch in große Heiterkeit verwandelt. Das ist so gekommen: In unserem Heimatdörfchen gab es eine Familie Hotel, arme, aber rechtschaffene Tagelöhnerleute, die im kleinsten Armenhäuschen wohnten. Im Gedanken an diese sagte Mouschele: „Hanjörg, was machst' (meinst du), hier gebt's auch viele „Hotel“. Aber es messe (müßten) lauter grundreiche Lait sein; sie häme all so grouße Haifer.“ — W. Sch.